



Hauptausgabe

Berner Zeitung
3001 Bern
031/ 330 33 33
<https://www.bernerzeitung.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 33'207
Erscheinungsweise: 6x wöchentlich

Seite: 10
Fläche: 146'726 mm²

Auftrag: 302003
Themen-Nr.: 302.003

Referenz: 83741974
Ausschnitt Seite: 1/3



60 bis 70 Prozent der ukrainischen Geflüchteten sind weiblich: Frauen und Kinder warten in Zürich auf die Registrierung. Foto: Michael Blüthner (KeyStone)

Sexistische Klischees und fehlende Kitas

Ukrainerinnen auf der Flucht In der Schweiz treffen die geflüchteten Frauen auf grosse Solidarität, aber auch auf Strukturen, die schlecht zu ihren Bedürfnissen passen.

Jacqueline Büchi

Schultern, die schwere Rucksäcke tragen. Finger, die gescannt werden. Müde Gesichter: Sie gehören fast ausschliesslich Frauen.

Wohl noch nie war eine Fluchtbewegung so weiblich geprägt wie die aus der Ukraine. Nach ersten Angaben des zuständigen Staatssekretariats für Migration (SEM) sind rund 60 bis 70 Prozent der ukrainischen Geflüchteten, die sich seit Kriegsausbruch in der Schweiz registriert haben, weiblich – Kinder inbegriffen. Betrachtete man nur die Erwachsenen, läge der Anteil Frauen noch weitaus höher.

Damit unterscheiden sich die Ankommenden massgeblich von früheren Flüchtlingen.

2020 waren im Schnitt 60 Prozent der Personen im Schweizer Asylprozess männlich. Je nach Staatsangehörigkeit auch deutlich mehr: So machten die Männer bei den afghanischen Schutzsuchenden 73 Prozent aus, bei den algerischen gar 87 Prozent.

Das ist die Statistik. Das andere ist das Bild in unseren Köpfen. Francesca Falk, Dozentin für Migrationsgeschichte an der Universität Bern, betont zwar, es habe schon immer Frauen gegeben, die allein in die Schweiz gekommen seien, um hier ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Etwa italienische Migrantinnen in der Nachkriegszeit. Oder später beispielsweise Frauen aus asiatischen und osteuropäischen

Ländern, die in Europa zahlreich als Betagtenpflegerinnen oder Nannys beschäftigt werden.

Dennoch sei die Wahrnehmung der Migration vorwiegend männlich geprägt geblieben. Frauen seien in den Medien, aber auch in der Forschung lange als «mitreisende Ehefrauen» behandelt worden, als «Anhängsel».

Nun hat sich dieses Bild von einem Tag auf den anderen in Gegenteil verkehrt. Die vielen Frauen treffen hier auf eine enorme Hilfsbereitschaft der Bevölkerung. Aber auch auf Strukturen, die nicht immer zu ihren Bedürfnissen passen.

Gefahr der Ausbeutung

Zwar heisst es beim SEM, die



Hauptausgabe

Berner Zeitung
3001 Bern
031/ 330 33 33
<https://www.bernerzeitung.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 33'207
Erscheinungsweise: 6x wöchentlich

Seite: 10
Fläche: 146'726 mm²

Auftrag: 302003
Themen-Nr.: 302.003

Referenz: 83741974
Ausschnitt Seite: 2/3

Bundesasylzentren seien so konzipiert, dass Einzelpersonen «zwingend nach Geschlechtern getrennt» untergebracht werden, wenn möglich auch auf getrennten Stockwerken oder in separaten Gebäuden.

Dennoch hören Fachstellen immer wieder von Frauen, die in den Zentren unangenehme Begegnungen mit männlichen Bewohnern oder mit Sicherheitspersonal machen. Manche würden schon am Nachmittag nichts mehr trinken, damit sie in der Nacht auf keinen Fall auf die Toi-

«Es ist wichtig, dass wir diese Frauen nicht einfach als Opfer sehen.»

Lelia Hunziker

Fachstelle Frauenhandel und Frauenmigration (FIZ)

lette müssten, sagt Lelia Hunziker, die Geschäftsführerin der Fachstelle Frauenhandel und Frauenmigration (FIZ).

Sie plädiert dafür, dass die Geflüchteten in Frauentrakten oder in separaten Wohnungen untergebracht werden, wie dies aktuell auch in vielen Fällen angestrebt wird. Die Unterbringung in Privathaushalten sei grundsätzlich ebenfalls eine gute Sache, wobei auch hier ein potenzielles Ausbeutungsrisiko bestehe.

Bei Hilfswerken hört man, es hätten sich vereinzelt Personen mit unverhohlenen schlüpfrigen Angeboten gemeldet. Das rassistische Klischee der «Katalogfrau» aus dem Osten halte sich in gewissen Köpfen hartnäckig.

Laut Hunziker gibt es aber auch subtilere Formen der Ausbeutung. Etwa, wenn erwartet

werde, dass die Geflüchteten im Privathaushalt putzen, kochen und auf die Kinder aufpassen. Wichtig sei, dass die Vermittlung von Privatunterkünften nur durch anerkannte Hilfsorganisationen geschehe, welche die Gastgeber im Vorfeld genau prüften, und dass beiden Seiten bei Konflikten, Missverständnissen oder Überforderung professionelle Ansprechpartner zur Verfügung stünden.

Trotz dieser Risiken ist es der FIZ-Geschäftsführerin ein Anliegen, dass die Diskussion um den Schutz der Frauen nicht ins «Hysterische» kippt. «Es ist wichtig, dass wir diese Frauen nicht einfach als Opfer sehen, sondern als starke, selbstbestimmte Menschen, denen wir auf Augenhöhe begegnen sollten.»

Dies betont auch Migrationsforscherin Francesca Falk. Generell sei zu beobachten, dass Migrantinnen im öffentlichen und politischen Diskurs vor allem im Licht ihrer Schutzbedürftigkeit gesehen würden – bei früheren Fluchtbewegungen etwa im Zusammenhang mit Zwangsehen, Beschneidung oder häuslicher Gewalt. «Doch sie sind handelnde Subjekte. Diese Frauen sind aufgebrochen, um ihr Leben und das ihrer Kinder zu retten. Sie haben ihr Schicksal selber in die Hand genommen.»

Fehlende Kinderbetreuung

Viele hätten zu Hause einen guten Job gehabt und ein eigenständiges Leben geführt. «Die Integrationsanstrengungen der Behörden müssen darauf abzielen, dass die Frauen daran anknüpfen können.»

In dieser Hinsicht zeichnen sich aber bereits erste Probleme ab. Wie mehrere Fachleute im Gespräch schildern, sind sich vie-

le Ukrainerinnen aus ihrer Heimat gute Kinderbetreuungsstrukturen gewohnt. Es dürfte für die Schweizer Gemeinden eine Herausforderung werden, rasch genügend Kita-Plätze zur Verfügung zu stellen.

Was die Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt angeht, warnt Nina Gilgen, Leiterin der Zürcher Fachstelle Integration, vor übertriebenen Erwartungen. Es sei zwar sehr erfreulich, dass es den Ukrainerinnen dank des Schutzstatus S erlaubt sei, sofort zu arbeiten. «Doch die Anforderungen im Schweizer Arbeitsmarkt sind hoch, und die Anerkennung von Diplomen ist unabhängig vom Aufenthaltsstatus oft schwierig.»

Noch liegen keine Erhebungen zur beruflichen Qualifikation der Ankommenden vor. «Das Ziel der Integrationsförderung ist generell, alle Geflüchteten nach ihrem individuellen Potenzial zu fördern. Es wäre sicher nicht sinnvoll, wenn überqualifizierte Frauen nun Jobs in der Reinigung oder in anderen Niedriglohnssektoren annehmen.»

Erschwerend komme dazu, dass viele Frauen ihre Partner und ihre Angehörigen zurücklassen mussten. «In Gedanken ist man stets bei den Daheimgebliebenen. Das ist psychologisch eine grosse zusätzliche Belastung.»

Damit der Eintritt in den Arbeitsmarkt oder das Erlernen einer neuen Sprache glücken könne, müssten sich die Betroffenen auch damit auseinandersetzen,

dass sie eine Weile in diesem neuen Land verbringen werden. «In dieser frühen Phase des Krieges ist das aus nachvollziehbaren Gründen schwierig.»

Von Ukrainerinnen lernen



Hauptausgabe

Berner Zeitung
3001 Bern
031/ 330 33 33
<https://www.bernerzeitung.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 33'207
Erscheinungsweise: 6x wöchentlich

Seite: 10
Fläche: 146'726 mm²

Auftrag: 302003
Themen-Nr.: 302.003

Referenz: 83741974
Ausschnitt Seite: 3/3

Historikerin Francesca Falk betont, frühere Gruppen von Migrantinnen hätten die gesellschaftspolitischen Innovationen in der Schweiz teilweise beschleunigt. Sie erinnert sich an ein Forschungsinterview einer Studentin mit einem in Ungarn geborenen Mann, der 1956 als Kind mit seinen Eltern in die Schweiz gekommen war. «Er erzählte, dass es sehr auffiel, wenn in der Schweiz seine Mutter als Frau rauchend durch die Strassen ging.»

Und die 1968 aus der Tschechoslowakei geflohene Schriftstellerin Irena Brežná habe bemerkt, dass sich die Schweizer Frauen an den Unis damals kaum zu Wort meldeten.

«Gut möglich, dass wir auch von den Ukrainerinnen etwas lernen werden – etwa im Umgang mit Alleinerziehenden oder bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf.» Denn auch die heutige Kita-Infrastruktur sei in den Zeiten der Hochkonjunktur ausgebaut worden, als migrantische Familien im Gegensatz zu den schweizerischen oftmals stark darauf angewiesen waren.